

“Stalin als Ahrimanische Macht”:



Grigol Robakidse

Stalin als Ahrimanische Macht

Aus „Dämon und Mythos, eine magische Bildfolge“, Diederichs Verlag, Jena, 1935

Lenin hatte für Stalin den Namen
„sagenhafter Georgier“ geprägt.

Das Sagenhafte in Stalin ist im Obermaß
vorhanden, das Georgische jedoch nur
dürftig.

In Georgien erklärt man die Eigenart von

Stalins Charakter durch seine Herkunft:
sein Vater stamme aus Owssen. Möglich,
daß man es hier mit einem andern
Phänomen zu tun hat.

Jedes Volk gebiert in seinem Schoß auch
das Fremde, sogar auch das gegen es
selbst gerichtete.

Dies muß ein biologisches Geheimnis
sein: vielleicht muß man fähig sein, das
Fremde zu gebären,
um das Andersrassige zu besiegen. Stalin
ist Georgier nur insoweit, als er der
Gegenpol Georgiens ist.

Der steingewordene Kopf einer
prähistorischen Echse:

diese Bezeichnung hat ihm einer seiner
ehemaligen Mitarbeiter gegeben.

Er ahnte sicher selber nicht, wie sehr er
den Kern der Sache getroffen hat.

Die enge, zurückweichende, wenig
entwickelte Stirn:

ein Vorteil vielleicht für einen
Tatmenschen, ganz besonders dann,
wenn er ein unerschöpfliches
Rückgrathirn hat.

Stalins Rückgrat aber ist auch
denkerisch stark: er hat den Spürsinn
des Reptils.

Im Kindesalter hatte er Pocken gehabt,
und kaum merkliche Narben
betonen das Prähistorische des Kopfes
| ebenso die Sommersprossen, die
seine Gesichtsfarbe dem Perlhuhn
ähnlich machen.

Unter dem Schnurrbart verbirgt sich
Ironie, Hohn, als wolle er sagen:
Ich vermute schon, was du verheimlichen
willst.

Diese stillschweigende Feststellung wird
durch die hochgezogene linke

Augenbraue unterstrichen

– merkwürdig: bei Lenin war es die rechte.

Die verkniffenen, kleinen, undurchsichtigen Augen blicken starr, lauernd.

In seinem ganzen Wesen ist das kalte Blut eines unheilschwangeren Wesens zu spüren,
das alles überlistet.

Vor seinem Blick zerrinnt jeder Wille.

Stalins Schritte waren immer katzenartig, langsam, weich,
als wolle er sich vor etwas verstecken oder jemanden verstohlen überfallen.

Der geheime Zauber, der unsichtbar machen kann, ist kein Märchen | in Tibet ist er eine Realität.

Ein Tibetaner, der nicht aufzufallen
wünscht, macht sich unsichtbar :
mit einer ungeheuren Willensanspannung
verkriecht er sich in seiner eigenen
Schale
und vermindert damit die
sichtbarnachenden Elemente.

So einer war auch Stalin, schon zu jener
Zeit,
da er noch als Revolutionär von der
Ochrana verfolgt wurde.

Wie ein Mondsüchtiger lief er durch die
Straßen, spähte in alle Ecken.

Wenn man ihn bemerkte, so erschrak
nicht der Mondsüchtige, sondern der
Begegnende,
der statt einer Realität ein Gespenst zu
sehen glaubte.

Es war keine Person, es war mehr eine
Maske.

Nicht nur der Illegalität halber trug Stalin
so viele Decknamen:

für ihn waren es, wie für Stendhal,
wirkliche Namen.

Im Namen erfaßt man die Person, so
dachten die alten Ägypter.

Stalin wechselte fortwährend die Namen:
so war er nie zu fassen und zu greifen.

Und wenn er verhaftet wurde, entglitt er
geschickt den Ergreifen.

Er hat viele Gefängnisse durchwandert, in
Batum, Tiflis, Baku, in Zentraldland und in
Sibinen

– er ist oft aus den Gefängnissen
entkommen.

Mehrfach wurde er verbannt – er entkam
immer wieder und tauchte

an einer anderen Stelle unter neuem
Namen, neuer Maske auf.

Greifbare Spuren ließ er nirgends zurück.

Plötzlich trat er irgendwo hervor, ein namenloser Wanderer, dem Golem gleich, der nach der hebräischen Oberlieferung alle 30 Jahre das Weltall heimsucht: man erschrickt bei der Begegnung | kommt man zu sich, so sieht man ihn nicht mehr.

Stalin häutete sich wie die Schlange und machte damit sein inneres Wesen unantastbar.

Er hatte aber noch andere Mittel der Abwehr: die Wirklichkeit verächtlich zu machen.

Einmal im Gefängnis zu Baku wurden die politischen Gefangenen gezwungen, durch die Gasse der auf sie einschlagenden Soldaten Spießbruten zu laufen.

Auch Stalin ging dieselbe Gasse | aber wie ?

In der Hand eine Broschüre, sicher eine marxistische, schritt er und las, als ginge

ihn die Sache nichts an.

Er machte die Peiniger lächerlich und schützte seine Person vor moralischer Verletzung.

Hier hatte er schon sein wahres Element gefunden.

Wer war dieser Anonyme?

Sein Vater war ein Schuster gewesen, ein Trunkenbold, gehässig und brutal.

Seine Mutter | eine Näherin, sanft, demütig, mildtätig.

Der Vater schlug die Mutter, wem er betrunken war.

Er schlug auch seinen einzigen, kleinen Sohn.

In der Wohnhütte herrschte Elend, Speichel des Tobsüchtigen und Tränen.

Schon bei dem Gedanken an die Ankunft

des Vaters zitterte der Sohn an allen
Gliedern.

In der Schöpfung selbst sah er nur
Häßlichkeit, und der Vater erschien ihm
als Scheusal.

Diese Zerstörung der Familienbande
lastete verhängnisvoll auf dem Herzen
des Kindes.

Der Orient weiß, was Vater bedeutet: er
ist der Samen, der kosmisch befruchtet.

Wenn man die Keimzelle eines Frosches
in zwei Teile schneidet,

so entstehen daraus zwei Frösche.

Jeder der beiden Teile wird nicht zu
einem halben, sondern zu einem ganzen
Frosch.

Die Biologie bestätigt hier unvergleichlich
den morgenländischen Vatersinn.

Aus einer Keimzelle werden zwei

geboren,
aber was geschieht mit der
ursprünglichen, zur Schöpfung
bestimmten?

Sie ist nicht Fleisch geworden, physisch
existiert sie nicht mehr

– aber metaphysisch lebt sie weiter in
den zwei kleinen Fröschen:

jeder von ihnen trägt: in sich ihn, den
Nicht-Geborenen.

Hier lebt das Stammesgedächtnis an den
Vater.

Wo diese Erinnerung stirbt, da wird das
Leben gefährdet.

Im Hause Stalins ist diese Erinnerung
zerstört worden.

Der Sohn verdammt den Vater, den
Samen, haßte erbittert die Schöpfung
selbst.

Es gab für ihn keine Liebe, es gab für ihn
keine Freude mehr.

Der Lebensstoff wurde vergiftet durch
den untilgbaren Haß gegen den Vater.

So einem Vaterlosen | wenn er es
mystisch nicht überwindet

– fehlt immer von vornherein etwas
Wesentliches: die Freude am Leben.

Nichts macht ihn froh. Sein Herz kann
sich nicht kosmisch bis ins Tiefste
öffnen.

Es ist nicht der flammende,
fleischgewordene Teil des mystisch
zerrissenen Gottes:

es ist kalt, hart, rauh.

Für einen Menschen dieses Geblütes gibt
es keine Ekstase.

Wenn ein solcher Vaterloser Beethovens
Neunte hörte, besonders das Ende,

wo in das wogende Orchester die
Stimmen der Menschen hineinbrechen,

Stimmen der von Dionysos trunkenen
Menschen, Stimmen, welche das andere

Leben,
das neue, das menschliche oder
übermenschliche offenbaren,
er würde trotzdem nicht seine eigene,
engste Schale sprengen,
um damit der uferlosen Wirklichkeit
teilhaftig zu werden.

Er würde kalt bleiben, hart, rauh. Selber
ohne Ekstase, kann er die Ekstase der
anderen nicht ertragen

| die fremde Ekstase reißt ihn nicht mit,
sie ist ihm sogar ein Ärgernis.

Ein Vergleich möge das verdeutlichen.

Vor den Dresdener Umwälzungstagen
1849 leitete Richard Wagner gerade die
Neunte.

Da sprang am Ende der heimische
Schürer des Aufstandes, der Anarchist
Michael Bakunin,
vor zum Orchester und schrie entflammt

zu Wagner hinüber:

„Wenn alle Musik beim grossen Weltbrand, der kommt, verlorengelht, dann wollen wir mit Gefahr unseres Lebens diese Symphonie retten.“

Bakunin war ganz Flamme.

Anders Lenin.

Man weiß von seinen Worten über die Appassionata:

„Ich kenne nichts Schöneres als die Appassionata, ich könnte sie jeden Tag hören.

Mit Stolz und vielleicht kindischer Naivität denke ich jedesmal, wenn ich diese Klänge vernehme, es sei doch wunderbar, was die Menschen vollbringen können. Aber ich kann Musik nicht oft hören, sie

geht mir auf die Nerven.

Ich möchte liebenswürdige Dummheiten
reden und diesen Leuten die Köpfe
streicheln,

die inmitten einer schmutzigen Hölle
solche Schönheiten schaffen können.

Heute aber ist es nicht die Zeit, den
Menschen die Köpfe zu streicheln

| , heute fallen die Hände nieder, um die
Schädel zu spalten..."

Lenin ist hier nüchtern.

Stalin wäre auch zu solcher Halbekstase
unfähig.

Eine bezeichnende Kleinigkeit:

Man behauptet, Lenin sei nach seiner
langen Krankheit an Lungenlähmung
gestorben

| bei einer Körpertemperatur von 42,3
Grad.

Hier drückt sich das Feurig-Luziferische
in Lenin aus,
im Gegensatz zum Kalt-Ahrimanischen in
Stalin.

Ein solches Wesen ist von vornherein
an einer entscheidenden Stelle mystisch
verletzt, gefährdet.

Die Sage von Kain und Abel träfe auf
Stalin zu:

Gott nahm das Opfer Abels an und
wandte sich ab vom Opfer Kains. Warum?

Die Sage gibt uns keinerlei Erklärung
dafür.

War etwa Kains Opfer nicht von Herzen
gebracht ?

Vielleicht hat er es gewollt, aber es blieb

beim Wollen.

Als Erklärung bleibt uns nur eins:
von Anbeginn an scheint Kain die Gnade
des Lebens gefehlt zu haben.

Diese Vermutung steigt uns aus den
Lettern der Genesis auf:

hätte Jahwe das Opfer Abels nicht
angenommen,

hätte dann Abel den Brudermord wohl
begangen? Nein.

Wem die Lebensgnade fehlt, dessen Herz
bleibt sanften Regungen verschlossen.

Dies mochte der junge Ssosso
Dschughaschwili schon früh dunkel
und vielleicht auch erbittert gefühlt
haben,

wenn er etwa einen kranken
Schulkameraden besuchte.

Er scheint herzlich mit ihm zu reden,

aber seine Worte berühren das Herz des
Kranken nicht.

Ein neuer Besuch tritt ein, ein anderer
Kamerad,

der liebkosend über die Stirn des
Kranken streicht – und: der Schmerz ist
gelindert.

Diese göttliche Kraft ist Lebensgnade.
Wie sagt doch Gretchen?

„Und seine Gegenwart schnürt mir das
Innere zu.“

Wo er – Mephisto – nur mag zu uns
treten, mein' ich sogar, ich liebe dich
nicht mehr.“

Gretchens schlichtes Herz ahnt hier
etwas:

schon durch seine bloße Gegenwart
vernichtet der Teufel die Liebe,

zersetzt er ihre Atmosphäre. Das
Lyrische fehlt ihm.

Er vermöchte vielleicht viel schönere
Gedichte zu schreiben als Rainer Maria
Rilke

– nur eines bliebe ihnen versagt: das
ungreifbare, dichterische Strömen,
das Rilkes Worte so gnadenhaft
ausstrahlen. Hier ist ein Fluch verborgen.

Dichterischer Rausch hat das Herz
Stalins nie durchschauert,
obgleich er als Schüler im bischöflichen
Chor mit samtweichem Alt sang.

Aber dies war sicher die Stimme des
gefallenen Engels,
denn auch dieser Engel vermag noch
bezaubernd zu singen.

Stalin hat sogar versucht, zu dichten |
merkwürdig: patriotische Gedichte
| , aber gleichzeitig trieb er Esperanto:

er glaubte schon zu jener Zeit an eine
Weltsprache, natürlich eine mechanisch
konstruierte.

Sichtlich quälte ihn die organische
Vielfalt der Welt.

Noch mehr: er konnte sogar das Leben
selbst nicht ertragen.

Er sehnte sich frevlerisch nach
Zerstörung,

um seinen vernichtenden Eigenwillen zu
erproben und durchzusetzen.



Der Nihilismus war dafür wie geschaffen.

Wladimir Solowjeff, der große russische
Denker und Mystiker,
hatte die Bemühungen der russischen
nihilistischen Intellektuellen
in einem ironischen Satze

zusammengefaßt:

Der Mensch stammt vom Affen ab,
folglich – es lebe die Freiheit!

Zwar ist hier „folglich“ ein Unsinn:
es ist kaum glaubhaft, daß die
Abstammung vom Affen dem Menschen
die Freiheit gewährleisten könne
– aber die Logik wird oft von der
Psychologie überrumpelt,
und in diesem Spruche lag unbedingt
psychologischer Spürsinn.

Wenn es beweisbar wäre, daß der
Mensch zum Affengeschlecht gehört,
dann würden selbst die Auserwählten
allen Reiz verlieren:

Napoleon würde nichts
Außerordentlicheres sein als „Irgend-
einer“

und Kleopatra nicht mehr als eine beliebige Frau.

Mit dem Reiz würde auch die Ehrfurcht schwinden.

Das war die Ansicht der Nihilisten
Aber heimlich lag hier auch ein anderer
Gedanke zugrunde:

wenn der Mensch im Wesen dem Affen
gleich war,

dann konnte man die Lehre der Genesis,
der Mensch sei das Ebenbild Gottes,
als Irrturn entlarven und damit das Bild
und Gleichnis Gottes vernichten.

Hier war die Absicht der Nihilisten zwar
mangelhaft begründet,
um so hartnäckiger aber hielten sie an ihr
fest.

Auch Stalin verfiel dem Einfluß der

Nihilisten und begann sich
leidenschaftlich
mit naturwissenschaftlichen Studien zu
beschäftigen.

Er glaubte fest, daß diese Studien ihn
unbedingt zur Gottlosigkeit führen
würden.

Das war aber das Wesentliche: war Gott
gestorben, so war die Freiheit gewonnen.

Er machte sich nicht klar, daß ein von
Gott getrennter, gottloser Mensch
mit Gott zugleich auch für alle Ewigkeit
die Verbundenheit mit dem Weltall
verlieren mußte.

Möglich, daß Stalin in seinem
Unterbewußtsein gerade dies wollte.
Zerstörte man die sakralen Beziehungen
zwischen den Dingen,
so gefährdete man das Leben selbst.

Die Berechnung war richtig für
denjenigen, den das Leben von Anfang an
quälte.

Er besaß ein scharfes Gedächtnis |
keine Erinnerung! | und eine starke,
kalte Logik.

Er entfernte sich von Gott und richtete
sich zu frevelhafter Selbstmacht auf.

Er sah überall das Negative, und
begegnete er der Auslese, so lächelte er
spöttisch.

Der Kaltblüter wurde grausam hart.
Einmal in einer engen Gasse, erzählt man,
trat er mit dem Fuß auf ein Küken.

Das Küken brach ein Bein und flatterte
schreiend davon.

Stalin holte es ein und zertrat es
gänzlich.

„Da wirst sowieso nichts mehr taugen“,

rief er in seltsamem Jähzorn.

In diesem Augenblick mag der Schatten
eines ganz anderen,
erschreckend fremden Gesichtes über
seine Züge geglitten sein.

Dem Leben gegenüber war er feindlich
eingestellt, und überall witterte er Feinde.

Zum Niederringen des Feindes ist
zweierlei nötig: Selbstbeherrschung und
Ironie.

Stalins Selbstbeherrschung glich
derjenigen des Yoga, aber seine Ironie
war unvergleichlich.

Langsam, unbeweglich, leidenschaftslos
reizte er den Gegner, hetzte, bspöttelte
ihn,

brachte ihn aus der Fassung.

Durch Verleumdung und Erniedrigung
vernichtete er seine Feinde.

Darin war er unbarmherzig und grausig.

Sein kaltgrinsendes Lächeln ging
zeitweise in ein hartes, abgebrochenes
Lachen über.

War er böse im gewöhnlichen Sinne?
Nein.

Er war weder ein Mörder noch ein
Räuber noch irgendein anderer
Verbrecher.

Im Gegenteil: er wollte das Beste der
Menschen, und dennoch
– in seinem Charakter lebte von Anfang
an ein fremdartig böser Keim.

Begehrte er etwa persönliche
Annehmlichkeiten?

Durchaus nicht: die irdischen Freuden –
Weib, Wein, Glücksspiel, Geld, Rausch
– existierten für ihn nicht.

Es ist bezeichnend, daß beim
georgischen Gastmahl, wo immer
Dionysos gefeiert wird,
wenn alle andern berauscht waren, er
allein nüchtern blieb.

Er war freigebig, soweit er es nach seiner
Art rechtfertigen konnte,
und hilfsbereit als geistiger Wegweiser.
Und doch war er mit keinem vertraut.

Unfähig, das metaphysische „Du bist“ zu
sagen, hatte er keinen einzigen Freund,
da einer auch als Freund für immer sein
Untergebener bleiben mußte.

Möglich, daß er selber in seinem tiefsten
Innern darüber traurig war.

Man könnte auch denken, daß ihn
zuweilen sein eigener Charakter
bedrückte.

In solchen Augenblicken überschattete

ihn vielleicht eine tiefe Schwermut.
Es war aber kaum glaubhaft, daß er diese
Schwermut,
wenn auch nur für eine Sekunde, andern
zeigen würde.

Es war da immer etwas, das es ihm
unmöglich machte, sein Herz zu öffnen.

Von der alten Welt hatte er schon
Abschied genommen.

Weder Blutsgemeinschaft noch Volk,
weder Seelenbund noch Glaube
existierten mehr für ihn.

Das Volk wurde durch Masse ersetzt, die
Seele aber durch Klasse.

Hier war er in seinem Element.

Für die Aufnahme der sozialistischen
Idee war er durchaus reif.

Die Lehre von Saint-Simon und Fourier
konnte sein Herz nicht berühren,

weil er nie irgendeiner Neigung zur Utopie und Romantik hörig war.

Die Doktrin von Marx aber hatte sein Wesen im Zentrum getroffen:

hier war Logik und Festigkeit, nicht die Rückgratschwäche ihrer menschwistischen Abwandlung.

Stalin war zum Bolschewiken geboren.

In vergangenen Zeiten sagte man wohl von jemandem, er sei ein vorchristlicher Christ.

Stalin konnte man einen Bolschewiken vor dem Bolschewismus nennen.

Aus dem damaligen Rußland kam die illegale marxistische Literatur auch nach Georgien,

und plötzlich tauchten in ihr die Abhandlungen von Lenin auf.

Stalin war gepackt: dies bedeutete für ihn ein tiefes und einmaliges Erlebnis,

ein Sichselbstfinden, aber in einem
andern.

Hier war das, wonach Stalin mit seinem
blinden Instinkt tastete,
die Dämonie der marxistischen Idee.

Was im Westen „Wort“ war, sollte in
Russland „Tat“ werden.

Dies „Werden“ aber mußte wie ein
wütender Wirbelsturm in die Welt
hineinbrechen,
die der Krieg in ihren Grundlagen schon
erschüttert hatte.

Lenin erschien als die geballte Energie
des Sturms.

Als er mit seinen Genossen im
plombierten Wagen das deutsche Gebiet
durchquerte,

um in Rußland das Feuer der Revolution
zu schüren, ahnte die Menschheit nicht,

was für vulkanische Kräfte hier
gesammelt waren.

Lenin erschien in Rußland als das
Schicksal der Revolution,
er wurde der kosmische Urheber des
Oktoberumsturzes.

Zwei Elemente waren in ihm | dem
Halbrussen und Halbmongolen
– vorhanden: das slawische und das
mongolische;
das slawische – der Atem des Chaos, die
Verachtung jeder Grenze;
das mongolische – die innere Schwermut
und der Schwung in die Weite.

Instinkt und Wille waren in Lenin eins.
Angeboren und ausgebildet waren in ihm
die Eigenschaften des meisterhaften
Chirurgen:
das richtige, unfehlbare Augenmaß;
die Intuition, die die Mitte der Dinge trifft;
Selbstbeherrschung, doch nicht die kalte,

sondern die feurige; die untrüglich
sichere Hand.

Schon bei der persönlichen Begegnung
spürte es jeder in seinem Wesen.

Stalin hatte dies schon vor der
Begegnung erspürt.

1903 erhielt er einen Brief von Lenin aus
Europa.

Dies bedeutete für ihn etwas wie den
Empfang der mosaischen Tafeln.

1905 traf Stalin Lenin in Finnland auf der
Parteikonferenz.

Der große Revolutionär erkannte in dem
schweigsamen Georgier den
zuverlässigen Kämpfer.

1906 fand der Parteitag in Stockholm
statt, auf dem die Bolschewiken eine
Niederlage erlitten.

Aber wie hatte Lenin es aufgenommen:

„Jammert nicht, Genossen, wir werden
bestimmt siegen, wir sind auf dem

richtigen Wege.“

Unter seinen Anhängern war Stalin der einzige, der diese Worte nicht nur mit den Ohren hörte.

1907 auf dem Parteitag in London siegten die Bolschewiken.

Wie hatte aber Lenin diesen Sieg aufgenommen? Stalin erinnerte sich dessen später:

„Er wurde nach seinem Sieg besonders wachsam und vorsichtig“ | und zitierte Lenins Worte:

„Vor allem laßt euch nicht durch den Sieg fortreißen und werdet nicht großsprecherisch;

zweitens, befestigt euren Sieg; drittens, erledigt euren Feind,

denn er ist nur geschlagen, aber noch nicht tot.“

Am meisten mußten diese Worte Stalin berühren, der sich niemals im

Siegesrausch befand
und den geschlagenen Feind nie auf dem
Schlachtfeld zurückließ,
ohne ihn gänzlich zu erledigen.

Bei den Sitzungen war Stalin wortkarg: er
schwieg, ein wahrer Tatmensch.

Stalins Element war die Masse, hier war
er echt.

Von den finnischen Felsenufern bis zu
den Gestaden von Kolchis
fühlte er sich organisch eins mit den
Massen.

Er begegnete und näherte sich sowohl
Russen, Polen, Ukrainern als auch
Georgiern,

Armeniern, Aserbeidschanern, Letten,
Litauern, Juden und vielen anderen
Volksangehörigen.

Er lernte die noch schlummernde Psyche

der Arbeiter kennen.

Er prüfte den Pulsschlag der Massen und
weckte ihren proletarischen Instinkt.

Er klärte ihr Wollen und stählte ihren
kämpferischen Willen.

Er begegnete Tausenden und hatte aber
Tausende Bekannte.

Für ihn gab es keinen Freund | es gab
nur unzählige Genossen.

Er hinterließ der Ochrana keine Spur.

Bei den Arbeitern aber blieb seine Spur
unverwischbar.

Er blieb auch hier im Schatten:

in den Geheimorganisationen erschien er
als der rätselhafte Namenlose der
Massenpsyche.

Es ist nicht verwunderlich, wenn er von
Anfang an die Eigenart der russischen
Revolution gefühlt hat.

1917, nach den Juli-Geschehnissen,

tagte die Parteikonferenz.

Lenin nahm nicht teil, weil er sich zu dieser Zeit verborgen hielt.

Auch Trotzki war nicht anwesend:
erst auf dieser Konferenz wurde er nun Mitglied des Zentralkomitees ernannt.

Stalin leitete die Konferenz. Hier sprach er ein historisches Wort aus:

„Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Rußland vielleicht in ganz besonderem Maße das Land sein wird, das den Weg zum Sozialismus bereitet...

Die Grundlage unserer Revolution ist breiter als im westlichen Europa, wo das Proletariat allein der Bourgeoisie gegenübersteht.

Unsere Arbeiter werden durch die ärmste Schicht der Bauern unterstützt...

Man muß die verächtliche Ansicht
aufgeben, daß Europa allein uns den Weg
zeigen kann...”

In der Hörermasse der Konferenz rührte
sich sicherlich der Zweifel,
ob diese These mit dem dogmatischen
Marxismus in Ubereinstimmung zu bringen
sei.

Stalin bemerkte es offenbar und fügte die
Worte hinzu
: „Ich bekenne mich zum schöpferischen
Marxismus.“

Hier erschien er bereits in seiner
künftigen Größe.

Auf Lenin hatte er schon bei der ersten
Begegnung einen besonderen Eindruck
gemacht:

Lenin fühlte in diesem Revolutionär
etwas Starkes und Zwingendes.

1914 wurde Stalin nach Turuchansk,
Provinz Jenisseisk, verbannt.

Im November dieses Jahres schreibt
Lenin seinem Freunde Karpinski aus
Genf:

„Ich muss Dich um einen großen
Gefallen bitten:

suche doch den letzten Namen des Koba
herauszubekommen (Joseph Dsch ...),
wir haben ihn vergessen. Es ist sehr
wichtig.“

Stalin befand sich in der Verbannung
unter seinem wirklichen Namen
Dschughaschwili,

und gerade dieses Namens konnte sich
Lenin nicht entsinnen.

Er erinnert sich hier Stalins und erinnert
sich seiner auch wieder nicht:

ein Empfinden von etwas Dunklem und
Fremdem und zugleich anziehend
Gegenwärtigem

löst hier der ferne Georgier aus.

Kurz vor der Oktober-Umwälzung wurde Lenin beschuldigt, deutscher Agent zu sein.

Lenins Edelmut war empört: er beschloß, sich vor dem Gericht des damaligen Petrograder Sowjets zu rechtfertigen.

Stalin spürte sogleich die Gefahr und überzeugte ihn, daß er nicht gehen dürfe. Möglich, daß dieser plötzliche Entschluß das Schicksal des Oktobers entschied.

Nach der Umwälzung stand Stalin Schulter an Schulter mit Lenin, obwohl auch hier unsichtbar.

Als Trotzki am 15. Februar 1918 aus Brest-Litowsk telegraphisch um weitere Instruktionen bat,

antwortete Lenin: „Ich möchte mich erst mit Stalin besprechen, bevor ich auf Ihre Frage antworte.“

Wahrscheinlich hat Trotzki hier zum ersten Male gefühlt, mit wem er es in Zukunft zu tun haben würde.

Stalin glaubte nur an Lenin.

Aber an der Seite Lenins wuchs eine zweite Gestalt empor – Trotzki.

Wenn Lenin das Schicksal der Revolution war, so erschien Trotzki als ihr Halbschicksal

– es gibt auch Halbschicksale.

Das Genie war mehr in Lenin verkörpert, das Talent aber in Trotzki.

Trotzkis Rede war ein Meisterwerk: sie gestaltete sich wie schäumende und wogende Wellen,

die den Zuhörer in die Weite trugen.

Lenins Wort war schlicht, einfach, ohne Pathos, aber prägnant, und wirkte stärker.

Das Wort des einen berauschte, das Wort des andern lenkte.

Trotzkis Stil war geschliffen: seit Marx hat keiner der Marxisten so gewandt geschrieben.

Lenin hatte keinen Stil, seine Sätze waren verwickelt und beschwerlich, aber sie überzeugten den Leser mehr.

Trotzki befaßte sich mit vielen Problemen außer den revolutionären, mit künstlerischen, literarischen, theatralischen.

Lenin hatte nur ein Problem: den Sieg des Proletariats durch die Revolution.

Wie das Einhorn suchte er mit geballter Willensanspannung nur einen einzigen Weg.

Trotzki ging als Revolutionär Zickzackwege, manchmal auch Abwege.

Vielleicht lag gerade hierin seine Halbschicksalhaftigkeit.

Er hatte alles, um ein großer Revolutionär zu sein, es fehlte ihm jedoch die bolschewistische Psyche. Aber gibt es eine solche überhaupt ?



In den Evangelien wird Christus „Sohn Gottes“ und „des Menschen Sohn“ genannt.

Der Sohn Gottes ist in dem modernen Menschen beinahe erstorben.

Statt Logos waltet in ihm Ratio.
Homo Sapiens hat sich zum Homo Technikus gewandelt.

An ihm ist nur der Sohn des Menschen
ganz geblieben, und seine göttliche Gabe,
mehr als Mensch zu sein, ist gefährdet.

Dadurch geschieht es, daß die
mythenbildenden Kräfte,
in denen allein die Gottessohnschaft sich
fruchtend offenbart, ihre Wirkung
verlieren.

Dem die lebenzeugende Macht des
Mythos bestätigt sich immer nur dort,
wo in einem Phänomen noch das
Urphänomen formend am Werke ist.

Ist der moderne Mensch seines
Urphänomens noch bewußt ? Kaum.
Selber nur „Sohn des Menschen“, das
heißt nur Phänomen,
behandelt er auch jede Erscheinung bloß
als Phänomen.

Die Erde ist für ihn nicht mehr die Magna Mater, sondern einfach eine geologische Realität.

Vom Logos nicht mehr befruchtet, befruchtet er die Erde nicht mehr, er nutzt sie nur noch, er beutet sie aus.

Er ist nicht mehr Gatte, er ist nur noch Gebieter: Bezwinger, nicht Erwecker.

So steht es um Europa und Amerika.
(Deutschland hat die Gefahr schon innigst erfaßt.)

Was geschieht nun im bolschewistischen Rußland?

Dasselbe, was in Europa und Amerika sich als Folge der Technik ergab, nur mit dem Unterschied, daß dort diese Entwicklung mit Absicht gewollt und gefördert wird.

Entzauberung der Welt, Ermordung der Erde als Mutterleib des Göttlichen

| das ist es, wonach der
bolschewistische Mensch besessen
trachtet.

In dieser Richtung gibt sich der
historische Einsatz
des bolschewistischen Machtwillens
offen zu erkennen.

Treffend bezeichnete einmal Lenin den
Kommunismus als Elektrifizierung plus
Sowjetmacht.

In unsere Sprache übertragen heißt das:
Amerikanismus plus Dämonie.

Homo technikus wird hier zum Satan.

Für Europa und Amerika bedeutet die
Minderung der Logoskräfte im Menschen
eine Tragödie von kosmischer Tragweite,
für den bolschewistischen Menschen,
den gottlosen, der innerlich den Logos
haßt und jede Gottessohnschaft
verabscheut,

eine Feier orgiastischer Verneinung.

Für Europa und Amerika ist die
vorherrschende Ratio ein Fluch,
für den bolschewistischen Menschen ein
grimmiger Triumph.

Der Europäer oder Amerikaner
befruchtet die Erde nicht mehr
und fühlt sich seiner vergangenen Glücke
beraubt,

der Bolschewik vergewaltigt die Erde,
zersetzt ihr heiles Zellentum

und feiert in der Kollektivierung des
Bodens seine dämonische Allgewalt.

Aber nun: während Europa und Amerika
mit dem Logos

auch die unteren Schichten des Seins –
Ahnungen, Instinkte, Wurzeln

– fast gänzlich verloren haben, sind
merkwürdigerweise diese Schichten

bei den Bolschewiken unerschöpflich
vorhanden.

Ein Rätsel, ein neues Thema für sich.

Wenn man aus dem Kopfe eines Indianers
das Gottfeuer ausreißt

und ihm statt dessen den Intellekt
einpflanzt,

bekommt man einen bolschewistischen
Typus. Ratio und Tiersinn:

eine bessere Verschmelzung für einen
Revolutionär läßt sich nicht denken.

Lenin hatte diese Verschmelzung, Trotzki
aber hatte sie nicht.

Die Rassenpsyche eines Bolschewiken
fehlte ihm.

In seinem Testament hat Lenin unter
seinen Nachfolgern Trotzki an erster
Stelle genannt

| merkwürdig aber, er fügte hinzu:
Trotzki sei nicht Bolschewik gewesen.

Ein Geschehnis. Es war im Sommer 1923.

Die Macht lag in den Händen des
Triumvirats: Stalin, Kamenew und
Sinowiew.

Lenin lag krank, Trotzki stand abseits: er
beherrschte den Revolutionskriegsrat.

Der Schatten Bonapartes ließ ihn nicht
schlafen, und während der Krankheit
Lenins
gab ihm seine Stellung eine gefährliche
Macht.

Das Triumvirat hatte beschlossen, einige
Mitglieder des Zentralkomitees in den
Kriegsrat zu entsenden,
darunter natürlich auch Stalin.

Kein Zweifel bestand, daß der Urheber

dieses Entwurfes Stalin war.

Im Herbst fand eine Sitzung des Plenums
statt.

Jene Frage wurde vorsichtig
angeschnitten, in verschleierte Form.
Stalin saß schweigsam harrend.

Trotzki spürte sofort, daß es sich hier
um eine Einschränkung seiner
Kompetenzen handelte.

Er erhitzte sich, wurde zornig, verlor das
kalte Blut und die Selbstbeherrschung.

Den eingebrachten Vorschlag faßte er als
einen Beweis des Mißtrauens auf

und wandte sich mit dem gewohnten
Pathos an die Versammlung:

„Befreien Sie mich von meinem Amt und
lassen Sie mich nach Deutschland gehen
als einen gemeinen Soldaten der
Revolution.“

Das war schon zu weit geschossen: seine

große Geste verfehlte das Ziel
– obgleich seine Rede wie immer mächtig
war:

Trotzki sprühte Feuer. Die Mehrheit des
Plenums wurde verwirrt.

Plötzlich stand Sinoview auf ' und – ob
nachahmend oder hinterlistig,
damit Trotzki seine Absicht bei diesem
Vorschlage nicht merke, rief er aus:
„Laß auch mich als Verschwörer nach
Deutschland gehen!“

Wenn Trotzki's Worte Feuer waren, so
waren die des weibischen Sinoview
pflaumenweich.

Das Pathos wurde zur Humoreske.

Da erhob sich langsam Stalin und
erklärte, scheinbar betrübt:

„Wie kann das Zentralkomitee das Leben
dieser zwei wertvollen Genossen aufs
Spiel setzen?“

Aber Trotzki ließ sich nicht beruhigen
und bestand auf seiner Forderung.

Nun ergriff das Wort ein Leningrader
Delegierter, Komaroff, und schleuderte
plump dazwischen:

„Warum macht Genosse Trotzki so viel
Aufsehens von der Geschichte, und Sie,
verehrte Chefs, tun sehr unrecht, sich
wegen einer solchen Bagatelle
aufzuregen!“

Das traf Trotzki unerwartet: so weit war
es schon gekommen,

daß eine von ihm gestellte Frage von
jemand wie Komaroff als Bagatelle
hingestellt wurde ?

Er sprang wütend auf. Man solle ihn,
schrie er, aus der Zahl der Spieler dieses
Stückes streichen

| und: außer sich stürzte er zur Tür.

Trotzki hatte es immer mit der Tür.
Es ist bekannt, was er theatralisch der
kapitalistischen Welt zurief,
als Sowjetland 1919 in höchster Gefahr
stand: „Wir gehen!

Aber wir werden die Tür auf eine Weise
zuschlagen, daß die Welt erschüttert
wird!“

Vielleicht dachte er an jene Phrase, als
er sich jetzt hinausbegab.

Er verließ das Plenum, das sichtlich
verwirrt zurückblieb:

damals war Trotzki noch ein großer
Mann.

Ein beklommenes Schweigen dehnte sich
aus. Ein historischer Augenblick.

Alle warteten auf etwas, wahrscheinlich
auf das Zuwerfen der Tür.

Trotzki ergriff sie, bestimmt in der
Absicht, die Drohung von 1919
wenigstens im kleinen Maßstabe zu

verwirklichen.

Er vergaß aber, daß das Plenum im
Thronsaal des Kreml saß,

dessen Tür so massiv war wie die
ehemalige Dynastie der Romanoffs.

Trotzki ergriff die Türklinke, aber siehe
da: die Tür blieb unbeweglich.

Er henkte sich daran, um sie aufzureißen
| der Türflügel bewegte sich mit
souveräner Langsamkeit.

Das Plenum sah den kleinen Mann, hager,
zappelig, der fürchterliche Bemühungen
machte,

diese unerbittliche Tür zu bewegen. Alle
unterdrückten das Gelächter.

Nur einer lächelte unter dem
Schnurrbart.

Trotzki verließ den Saal beschämt. Man
wartete auf das Zuwerfen der Tür hinter
ihm,

aber ... die für die Geschichte bestimmte
Geste erstarb an ihrer widerspenstigen
Massigkeit.

Der Mann, der unter dem Schnurrbart
schweigend lächelte, war Stalin:
ihm hätte so etwas schwerlich zustoßen
können.

Stalin war von Anfang an ein Bruchstück
Lenins.

Auch in ihm findet man Ratio und
Tiersinn vereinigt, nur mit dem
Unterschied,
daß das zweite Element bei ihm stärker
entwickelt ist.

Im Vergleich mit Lenin gibt das Stalin
sogar einen Vorzug.

Mit dem tierischen Instinkt fühlte er
immer, daß der Halbschicksalhafte
die Revolution nicht leiten könne.

Er sah Trotzki dauernd schief an: er

glaubte ihm nicht recht.

Darin leitete ihn nicht Neid, sondern
Witterung des echten Revolutionärs für
ein Element,

das nicht unmittelbar aus dem Schoße
der Revolution geboren war.

Am besten zeigte sich das im Falle
Zarizins.

Trotzki wollte in der Roten Armee die
ehemaligen zaristischen Offiziere
benutzen,

Stalin aber haßte die Intellektuellen
geradezu.

Hier war der Zusammenstoß eines, der
aus der Revolution, und des anderen,
der zur Revolution gekommen war.

Lenin fühlte die Notwendigkeit beider und
versöhnte die auseinandertreibenden
Strömungen

mit großer Meisterschaft.

Er warnte Trotzki vor Bonapartismus

durch Stalin und befreite Stalin
von seiner engläufigen Geradlinigkeit
durch Trotzki.

Gleichwohl: hier entbrannte ein Kampf
zweier fremdartiger,
jeder Verschmelzung widerstehender
Elemente,
von denen eines sichtbar war, das andere
aber unsichtbar.

Trotzki wuchs neben Lenin:
der Halbschicksalhafte wurde hier
Ganzschicksal.

Ohne Lenin aber verlor er das, was man
den schicksalhaften Wagemut nennt.

Trotzki war keine ängstliche Natur:
in den Bürgerkriegen zeigte er
dämonischen Mut.

Die Errettung Petrograds vor dem Angriff
des Generals Judenitsch war seine Tat.

Der Mut hatte hier um so größeres
Gewicht, als Lenin anfangs sogar bereit
gewesen war,

die Stadt dem Feinde preiszugeben:

ihm drohten damals andere, noch
bedeutendere Gefahren,

und Lenin besaß außerdem Intuition nur
dann, wenn er selbst in die Dinge
eingedrungen war

| die Fronten aber hatte er Trotzki
überlassen.

Trotzki überzeugte ihn von der
Notwendigkeit, Petrograd zu halten,
und er verteidigte es mit einem letzten,
übermenschlichen Wagemut.

Und dennoch: hinter diesem Mut stand
wie ein

unerschütterlicher Felsen das ganz
Schicksal – Lenin.

Es genügte, daß Lenin einen Schlaganfall
bekam,

um Trotzki sofort den Mut verlieren zu

lassen.

Der verhängnisvolle Wendepunkt der Revolution trat ein.

An einer kleinen Tatsache scheiterte Trotzki, und das war gerade die georgische Frage.

Ein Teil georgischer Kommunisten, unter der Leitung von Mdiwani, verlangte für Georgien eine größere nationale Freiheit.

Gegen diese Forderung trat am schärfsten Stalin auf:

der Vaterhasser mußte innerlich auch gegen das Vaterland eingenommen sein.

Lenin merkte, daß Georgien ein äußerst eigenartiges Land sei,

und er setzte sich für Mdiwanis Gruppe ein, obgleich vom

rein kommunistischen Standpunkt aus hier vielleicht

Stalins zentralistische Linie mehr

berechtigt war...

Möglich, daß hier auch etwas anderes
mitwirkte.

Nach dem Schlaganfall verstärkte sich
bei Lenin,

der bereits die Luft des Todes atmete,
der Tiersinn.

Das geschlagene Einhorn sah jetzt mit
seinen kleinen und trüben Augen,
daß die schweigsame und unscheinbare
Katze, Stalin, zum Tiger emporwuchs.

Er warf sich innerlich vor, daß er das
bislang noch nicht gemerkt hatte.

Er versuchte, sich aufzuraffen und mit
einem kräftigen Ruf

den Tiger mit dem drohenden Rachen
wieder in seine Katzengestalt
zurückzujagen

| aber ... es war zu spät.

Dies muß das bitterste Erlebnis Lenins

gewesen sein...

In der georgischen Frage stand Trotzki
auf der Seite Lenins

| es versteht sich: nicht aus Liebe zu
Georgien.

Der kranke Lenin bereitete einen Vortrag
vor,

der auf der zwölften Parteikonferenz als
eine Bombe gegen Stalin einschlagen
sollte

– aber weil er die Wiederkehr eines
Schlaganfalles fürchtete,

vertraute er das ganze Material Trotzki
an,

und eine Kopie des Schreibens an
Mdiwani schickte er Kamenew.

Dies genügte, daß Stalin alles erfuhr. Er
bereitete sich vor.

Zuerst versuchte er Lenin zu überreden,

aber die Kmpskaja widersprach ihm
und stellte sich ihm in den Weg.
Stalin muß hier die Frau des Führers tief
beleidigt haben.

Lenin wurde wütend und diktierte seiner
Frau einen Brief an Stalin,
worin er alle persönlichen Beziehungen
zu seinem treuen Helfer abbrach.

Das war der letzte Brief Lenins und
zugleich der verhängnisvollste.
Stalin wußte gut, was dieser Bruch mit
Lenin bedeutete,
und in seiner schweigsamen Zähigkeit
bereitete er sich
grimmig und düster zum Sprung vor.

Trotzki rief Kamenew zu sich, berichtete
ihm alles und verlangte,
daß die Politik in der nationalen, in
diesem Falle georgischen Frage geändert
werde,

und daß Stalin sich bei der Krupskaja entschuldige.

Kamenew übermittelte dies Stalin. Stalin gab nach:

er entschuldigte sich und schickte Kamenew nach Georgien, um dort die nationale Politik zu ändern. Innerlich aber verfinsterte er sich und war zu anderem bereit.

Gerade zu dieser Zeit bekam Lenin den zweiten Schlaganfall.

Stalin schickte Kamenew sofort eine Depesche nach.

Kamenew war listig genug, zu verstehen, was er jetzt zu tun hatte, und als er nach Tiflis kam, stellte er sich auf die Seite Ordschonikidses, eines Anhängers der stalinischen Linie.

Anstatt die Änderung der Stalins-Politik zu veranlassen, half er noch mit, sie zu

befestigen.

So endete dieses kleine Zwischenspiel.
Hier wurde bereits entschieden, wer in
Zukunft siegen würde.

Mit dem Schlaganfall Lenins hatte Trotzki
seinen historischen Mut,
die Macht des Amor Fati, verloren. Er
begann unsicher zu werden.

Er wußte nicht, daß in der georgischen
Sprache

„Schicksal“, „Mut“, „Glück“ ein und
dieselbe Wurzel haben.

Stalin aber wußte es, und dies nicht nur
dem Buchstaben nach,
obwohl ihm für das Dritte – für das Glück
| das Organ von jeher abgegangen war

. Noch vor Lenins Ende wagte er, Lenin
zu sein.

Was nachher geschah, war nur noch die

Entfaltung des Keims.
Einiges aus der Chronik jener Zeit.



1923 fand die 12. Parteikonferenz statt.

Lenins Schreiben bezüglich der
georgischen Frage wurde nicht
vorgelesen

– Stalin erklärte einfach, Lenin habe aus

Georgien unrichtige Auskünfte erhalten,
und schlug der Konferenz seinen
Beschuß vor,
der dann auch ohne weiteres
angenommen wurde.

Merkwürdigerweise stimmte diesem
Beschuß auch Trotzki zu.

War das bereits ein Bruch in ihm?

Er bekam es bei einer späteren
Gelegenheit bitter zu schmecken.

Auf der Sitzung der Komintern 1926
tauchte wieder jene Frage auf.

Stalin äußerte selbstsicher und gelassen
– (Lenin war schon tot): Lenin sei damals
krank und deshalb außerstande gewesen,
sich in die georgischen Angelegenheiten
zu vertiefen.

Hinsichtlich Mdiwanis sagte er weiter:
„Ich verfolgte Mdiwani?“

Ja – aber spätere Tatsachen haben
bewiesen, daß die sogenannten
Abweichungen
von der Art Mdiwanis in Wirklichkeit eine
viel strengere Behandlung verdient
hätten,
als ich sie, in meiner Eigenschaft als
Sekretär des Zentralkomitees, angewandt
habe.“

Zum Schluß erwähnte er noch mit
verstecktem Lächeln,
daß Genosse Trotzki ebenfalls jenem
Beschluß auf der 12. Parteikonferenz
seine Einwilligung nicht versagt hätte.
Trotzki mußte diesen Hinweis mit
schweigendem Ärger hinunterschlucken.

Es begann nun die andauernde Isolierung
Trotzkis.

Stalin ließ gegen ihn die ganze
revolutionäre Garde los:
Sinowiew, Kamenew, Kalinin, Bucharin,

Tomski.

Der Feldherr selber blieb im Schatten: für den Erfolg vielleicht besser.

Man entdeckte sofort „Trotzkismus“ im Gegensatz zu „Leninismus“,

und schon war das Schlagwort fertig: Nieder mit dem Trotzkismus.

Stalin fühlte sich nun gesichert.

Ihn beunruhigte nur, daß er in Lenins Testament scharf charakterisiert war.

Lenin spürte dunkel, daß Stalin als Generalsekretär der Partei der Revolution zum Verhängnis werden könnte.

Das war im Testament nicht direkt zum Ausdruck gebracht, man fühlte es aber

| vor allem Stalin selbst – zwischen Wort und Zeile.

Stalin witterte Gefahr, Wie ihr aber entweichen ?

Es gelang ihm, zu verhindern, daß das
Testament

auch auf der 13. Parteikonferenz m
Verlesung kam.

Überall jedoch sprach man heimlich
davon.

Da entschloß Stalin sich zu einem
Manöver: während der Sitzung
des neuerwählten Zentralkomitees las er
das Testament selber vor.

In der intimeren Atmosphäre des
Komitees wirkte es nämlich als Hingabe
und Wagnis.

Er zitierte die Charakteristik seiner
Person aus dem Testament ruhig
und fragte ganz schlicht: Ich grob?
Zugegeben.

Ich bin aber grob nur mit denjenigen, die
den Parteiwillen nicht wahren

(das war fast aufrichtig) und fügte hinzu:

Wem aber die Partei mich als Sekretär

entlassen will, bitte! (Das war bestimmt die Falle.)

Dieser gewiegte Schachzug glückte. Das „Erbiten“ abzudanken wurde abgelehnt : war doch die Mehrheit von Kamenew und Sinowiew bereits entsprechend vorbereitet.

Stalin siegte jetzt über das Testament Lenins.

Der Einfluß Trotzki innerhalb der Parteischichten begann zu sinken.

1925 veröffentlichte er ein Buch über „Oktober“, worin Sinowiew und Kamenew

als Feiglinge, die den Oktoberumsturz nicht mitgemacht haben, vernichtend charakterisiert wurden.

Im Kampf gegen Trotzki erschien Stalin dieses Buch als ein kostbarer Fund.

Kamenew und Sinowiew mußten sich

jetzt mit erbittertem Eifer bemühen,
Trotzki vollständig zu erledigen.

Sie suchten seine früheren „Sünden“
aufzudecken,
seine Konflikte mit Lenin und vieles
andere.

Sie führten den Kampf blutrünstig |
Stalin rieb sich vor Freude die Hände.

1925 wurde Trotzki von seinem Amt als
Kriegskommissar „befreit“

Dadurch verlor er die letzte Position, von
der aus er noch
einen Staatsstreich hätte durchführen
können.

Trotzki war niedergeschlagen.

Im Kampf der beiden Dämonen hatte, wie
immer,

Ahrirnan, die Ausgeburt des Hasses, den
Halbluzifer besiegt.

Nun erkannten Kamenew und Sinowiew,
daß sie einfach

Werkzeuge in den Händen Stalins
gewesen waren. Aber zu spät.

Sie sahen jetzt ein, daß sie gerade den
Mann geschlagen hatten,
der einzig Stalin verdrängen konnte. Sie
schlossen das Bündnis mit Trotzki gegen
Stalin.

Trotzki war aber nicht mehr der Trotzki,
der er früher war:

ein Renner, dem sich einmal die Adern
verkrampften, taugt

| nach einem georgischen Spruch –
nichts mehr.

Und außerdem machte es überall
schlechten Eindruck,
als man Kamenew und Sinowiew plötzlich

auf der Seite Trotzki sah,
nachdem sie kaum ihren Kampf gegen ihn
beendet hatten.

Stalin nützte diese Stimmung gewiß sehr
geschickt aus.

Sinowiew und Kamenew erklärten ihren
früheren Kampf
gegen Trotzki als Mißverständnis oder als
Fehler.

Das verschlechterte den Eindruck noch
mehr.

Die Opposition gegen Stalin gab trotzdem
nicht nach.

1926 führte sie den Angriff gegen Stalins
Ansicht, daß es möglich sei,
in einem einzelnen Lande den
Sozialismus zu verwirklichen.

Stalin verteidigte sich hartnäckig.

Es setzte auf beiden Seiten eine wahre
Überschwernnung von Zitaten

aus Marx, Engels und meistens aus
Lenin ein.

Beide Parteien sahen nicht, daß man mit
Zitaten eigentlich alles beweisen kann.

Die Opposition hatte außerdem noch
vergessen,

daß man Macht nicht mit Zitaten
schmiedet

| und es geschah, was zu erwarten war:

am 16. Oktober desselben Jahres
beugten sich Trotzki,

Sinowiew, Kamenew, Pjatakoff,
Sokolnikoff, Ewdokimoff.

Sie erklärten, daß sie sich dem
Mehrheitswillen der Partei fügen,
sich aber die Möglichkeit vorbehalten
wollten,

ihre Ansichten im Rahmen der Partei
weiter zu verteidigen.

Das war schon kollektive Niederlage.

Die Opposition sah nicht, daß der Ausdruck „im Rahmen der Partei“ eigentlich „in den Händen Stalins“ bedeutete.

Das war um so überraschender, als sie die Härte dieser Hände bereits aus eigener Erfahrung kannte.

Sie bekam neuerdings diese Härte zu spüren:

auf der nächsten Sitzung des Zentralkomitees wurden Trotzki und Kamenew

aus dem Politbüro ausgeschlossen und Sinowiew als Leiter der Komintern seines Amtes enthoben

. Die Opposition aber wollte auch jetzt noch nicht kapitulieren.

Sie trug den Kampf in die Komintern.

Sie vergaß dabei wiederum, daß die

Komintern einfach

dem Zentralkomitee ausgeliefert ist, und wurde abermals schmachvoll besiegt.

Besonders Kamenew erlitt hier eine Niederlage,

die er sicherlich seitdem nicht vergessen hat.

Inmitten der Diskussion träufelte Stalin
| scheinbar arglos nebenbei

– mit ätzender Ironie in seine Rede ein:

Ich spreche von Gegenschlag.

Fast unmerklich war angedeutet, daß die Mehrheit

auf seiten Stalins stehe. Noch unmerklicher

– dass Trotzki erst bei der Nähe des imaginären Feindes den Mut aufbringe, um dann vor allem diese Mehrheit in ihrer Verwirrung zu überrumpeln.

Die Hauptsache aber war jene
Einschaltung

| dieser unser Clkmenceau, dieser
Operetten-Clkmenceau.

Wie immer bei Zusammenstößen der
Revolutionäre

ein gewagt-gelungems Wort zum
Schicksal wird

| so wirkte auch dieser Ruf wie ein
Fanal. Trotzki

– Operetten-Clkmenceau ?

Das kam so unerwartet wie vernichtend.

Wieder mußte sich die Opposition
geschlagen geben.

1927 feierte man das zehnjährige
Jubiläum der Oktoberumwälzung.

Die Opposition versuchte noch einmal
aufzutreten:

sie veranstaltete in Kiningrad und
Moskau

Massenkundgebungen gegen die
Zentralleitung.

Sie vergaß aber, daß die UdSSR nicht
mehr das zaristische Rußland war,
wo im Kampfe gegen den Gegner solche
Mittel noch Sinn und Wirkung hatten.

Als Folge ergab sich jetzt nur, daß
Trotzki und Sinowiew
aus der Partei ausgeschlossen wurden.

Das gleiche Schicksal traf auf der 15.
Parteikonferenz:

Rakowski, Radek, Pjatakoff, Kamenew.

Bald aber kam über Kamenew und
Sinowiew die Reue.

Stalin bestimmte für beide, wie für
unverbesserliche Schüler, eine
Prüfungsfrist.

Das war nicht nur politischer Tod – das
war auch Schmach.

So erledigte Stalin die Opposition von links.

Einiges aber, was die Linken forderten, fand Stalin insgeheim richtig und begann es nun in die Tat umzusetzen.

So forderte er den unerbittlichen Kampf gegen den Kulaken, den vermögenden Bauern.

Jetzt entstand die Opposition von rechts.

Sie besaß aber weder die Stärke, noch die Gewandtheit, noch die Ausdauer der Linken,

und sie zu brechen war für Stalin nur ein Spaß.

Er machte sich auf einer Konferenz sogar lustig über die Führer dieser Opposition

– Rykoff, Bucharin, Tomski. „Sie leiden an derselben Krankheit – sagte er

– „wie Belikoff, der bekannte Held bei
Tschechhoff, der Lehrer der griechischen
Sprache.

Dieser ging, wie Sie wissen, immer in
Oberschuhen, in einem wattierten Mantel
und mit einem Regenschirm herum, bei
warmem wie bei kaltem Wetter.“

„Warum gehen Sie in dieser Julihitze in
Oberschuhen und im Wintemantel?“

fragte man Belikoff, und er antwortete:
„Man kann nie wissen, es könnte etwas
geschehen

... es könnte plötzlich Frost eintreten ...
was soll ich dann anfangen ?...“

Er fürchtete sich vor allem Neuen, vor
allem, was aus

dem gewohnten, eintönigen Leben
herausfiel

. Ein neues Restaurant wurde eröffnet,
und Belikoff befand sich in Unruhe:

„Sehr schön, ein Restaurant zu haben,

aber wenn dann nur nichts passiert ...“

Ein literarischer Verein wurde gegründet,
ein Lesezimmer geschaffen,

Belikoff bekam wieder Angst:

„Ein literarischer Verein, ein neues
Lesezimmer | wozu nur?

Geben Sie acht, da passiert etwas ...“

Stalin führte Vorkommnisse aus der
Tätigkeit Rykoffs, Bucharins und Tomskis
auf

– und sie erschienen den zahllosen
Zuhörern alle drei in der Rolle
dieses lächerlichen Lehrers der
griechischen Sprache.

Allgemeines, unaufhörliches Gelächter
ging durch den ganzen Saal der
Konferenz.

Zu dieser Zeit war Stalin schon Diktator.

Es vergingen Tage, Wochen, Monate,
Jahre.

Die oppositionellen Gruppen von rechts
und links griffen Stalin an.

Stalin, vielseitig erfahren, siegte immer.

Die Besiegten beugten sich und knieten
vor ihm und bereuten ihre Sünden.

Alle staunten über die Siege dieses
„sagenhaften Georgiers“

und prüften nachträglich aufmerksam
diesen von Lenin erfundenen Beinamen.

Sie staunten und begriffen nicht: wie?

Woher kam diese Gewalt des wilden und
grogen Kaukasiers?

Sie wußten nicht, daß in Stalins
bolschewistische Psyche

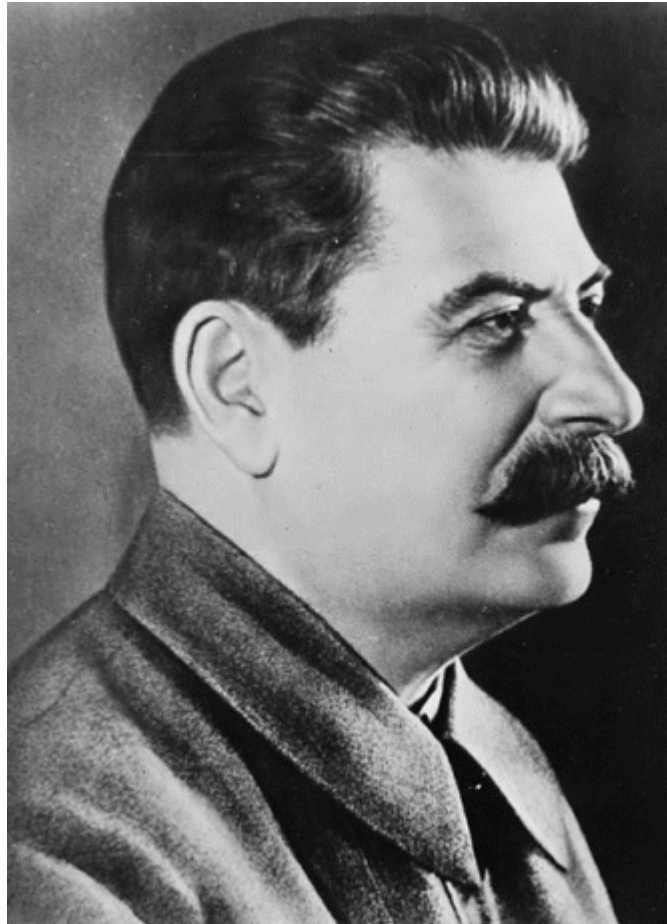
die unerschöpflichen tierischen Sinne die
Ratio nährten,

und daß für den Sieg gerade dies

entscheidend war.

Sieg folgte auf Sieg, und Stalin wuchs
von Tag zu Tag,
und keine Kraft konnte ihn überwachsen.

In der mythenlosen Zeit tauchte plötzlich
im ehemaligen russischen Reiche
ein Mann auf von einer unerhörten
totemistischen Kraft.



Das Schicksal der Revolution, Lenin, liegt
im Grabe,
einbalsamiert, der Mythos eines neuen
Pharao.

Der Kämpfer für die Revolution, Trotzki,
schreibt, ausgewiesen,
an den Ufern des Bosphorus oder
anderswo Memoiren.

Das Steuer der Revolution ist in Stalins
Händen.

Er sitzt im Kreml wie ein Mensch
gewordener Radioempfänger.

Aus allen Enden des Sowjetlandes
empfängt er zahllose Wellen.

Er ist aber nicht nur ihr Empfänger,
sondern auch ihr Schöpfer und Richter.

Mit einem Erlaß bändigte er vor einigen
Jahren die Kollektivierung des Landes,
als die „Erfolge“ den Allzueifrigen zu
Kopfe stiegen und fast zur Katastrophe
führten.

Im Verlaufe von 18 Jahren war er ohne
Unterbrechung

in die molekularen Vorgänge der
Arbeitermassen eingetaucht

| selbst ein seltsames Molekül –, und
kein Molekül blieb von ihm unberührt.

Die andern Mitkämpfer lebten vor der
Revolution von Rußland entfernt:
sie verfolgten die russische Entwicklung
von Europa aus in emigrantischen
Mansarden.

Stalin aber lebte immer im Wirbelsturm
der Arbeitermassen,
ein unscheinbares, aber tätiges Element.

In früheren Zeiten sammelte sich im
Häuptling einer Sippe die Stamneskraft,
in Stalin akkumulierte sich die
proletarische Energie,
und als die Revolution sich siegreich
entfaltete,
tauchte er auf: er wurde ihr Verkörperer.

Er ist kein Mensch mehr, er ist ein
Wesen oder Unwesen,
ein furchtbares und grausames.

Manche verglichen ihn mit Dschinghis-
Khan und Thimur.

Der Vergleich hinkt: die mongolischen
Eroberer

hatten Feuer und Schwung und
Wahngefühle.

Stalin aber hat kein Feuer, er ist
Kaltblüter.

In irgendeiner Weise hat das sogar seine
Kraft vermehrt.

Nietzsches Wort über die Reife des
Genies

| „den Ernst wieder gefunden haben,
den man als Kind hatte beim Spiel“

| paßt auf Stalin nicht.

Er hat diesen Ernst nicht, ihm fehlte
sogar im Kindesalter die Kindheit.

Er ist von Anfang an durch etwas
beschwert und liebt kein Spiel.

Frei von jederlei Komplexen und
Hemmungen wirkt er wie eine Naturkraft,
blind und gewaltig.

Man schreibt ihm zu, er sei neidisch, und erzählt folgendes.

Für die Errettung Petrograds hatte das Politbüro Trotzki den Orden des „Roten Banners“ verliehen.

Plötzlich hatte Kamenew vorgeschlagen, daß ein solcher Orden auch Stalin zukäme

„Wofür?“ schrie erstaunt Kalinin. Buchann erklärte es: „Verstehen Sie nicht ?

Dies ist ein Gedanke Lenins.

Stalin kann es nicht vertragen, wenn er das nicht auch bekommt, was ein anderer hat. Er vergibt so was nie.“

Man erinnert sich daran und merkt nicht, daß hier, wenn das Erzählte stimmt, Lenins Menschenkenntnis versagt hatte.

Stalin kann nicht neidisch sein. Zwar ist ihm die Auserwähltheit des andern unerträglich,

doch nicht deshalb, weil er etwa gewünscht hätte, selber auserwählt zu sein.

Er kann überhaupt Auserwähltheit nicht ertragen, sei es die eigene oder die eines andern.

Sich auserwählt zu fühlen, ist die Gabe des Rausches.

In Stalin aber hat Dionysos auch im übertragendsten Sinne nie gelebt.

Übrigens ist diese Eigenschaft ein Panzer für die Erhaltung seiner Macht.

Er kennt keinen Siegerrausch.

Alle staunen über Stalins Askese, bewundern es,

daß ihn die sinnlichen Freuden nicht locken, weder Frau noch Spiel noch Wein.

Man merkt aber nicht, daß Stalin

überhaupt keiner Askese bedarf:
für solche Dinge fehlt ihm einfach das
Organ.

Man muß lieben, um Freude zu fühlen –
bis zur Selbstvergessenheit.

Stalin aber vergißt sich selbst nie, und
die Worte Dostojewskijs über die Hölle
– obgleich Stalin weder an Hölle noch
Paradies glaubt und

jeden Götterglauben ebenso wie Lenin
für Beischlaf mit einer Leiche hält

| , diese Worte: „sie (die Hölle) ist der
Schmerz darüber,

daß man nicht mehr zu lieben vermag“,
müssen ihm am meisten zu denken
geben.

Ihm fehlt die Gabe der Liebe.

Hier klafft die tiefste Leere seiner
abgründigen Schwermut,

die hinter der undurchdringlichen Maske

seines Tütertums im Verborgenen bleibt.

Stalin sitzt, verzehrt von Tätigkeit, im
Kreml, ein Machthaber, aber kein
Herrscher,

die Kernzelle der revolutionären Kräfte,
ein Wesen und kein Mensch

| ehe Stromleitung mit der warnenden
Aufschrift „Lebensgefahr“ .

Sogar das Telefongespräch mit ihm
bedrückt alle.

Gegen seine gefahrdrohenden Wirkungen
ist niemand gefeit.

Voll grausamer Strömungen ragt er
unbesiegbar empor,

wie das kalte und blinde Schicksal des
Sowjetlandes und vielleicht der ganzen
Welt.

Wenn der geheime Steckkontakt einmal
umgeschaltet ist, wenn er,
der Unerschütterliche, zeitweise aus dem

Netz der Strömungen herauskriecht
– entrückt und sich selber fremd, wenn
er ängstlich spürt,
wie alle Kraft von ihm wegeht –, dann
ist Stalin nur Sosso Dschughaschwili,
ein einfacher Georgier.

Dann erinnert er sich des fernen
Georgiens, von dem er nur dies behält:
den Geschmack des Speisegerichts
„Saziwi“, den kachischen Wein,
den Gesang des „Mrawal-Scharnier“ und
den georgischen Fluch:
„Magathi deda ki watire“: Ich werde ihre
Mütter weinen machen!



